

Martin Weber
im Gespräch mit Michael Albus

Begleiter in der Dunkelheit

Als Arzt auf einer Palliativstation
Ein Lebensbild

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Alle Rechte vorbehalten

© 2022 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.verlagsgruppe-patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Autorenfoto Martin Weber © Lukas Görlach

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1392-7

Inhalt

Einleitung	9
<i>Michael Albus</i>	

Ich hatte den Eindruck, ein geliebtes Kind zu sein ...	15
--	----

Fasziniert hat mich vor allem die Begegnung mit den Patienten	21
--	----

Nachgefragt: Dunkelheit des Sterbens	29
--	----

Alles geschieht im Rhythmus der Patienten: Alltag auf einer Palliativstation	32
---	----

Nachgefragt: Nähe und Distanz	42
-------------------------------------	----

»Wie geht es Ihnen eigentlich?« Die Angehörigen ...	45
---	----

Notizen: Es tritt der Ernstfall des Lebens ein.	48
<i>Michael Albus</i>	

Eine Phase, die zum Leben gehört: Wie Sterben geht	49
---	----

Notizen: Manchmal fällt mir Sisyphos ein.	54
<i>Michael Albus</i>	

Keine Antwort war bisher zufriedenstellend: »Das Leiden macht den Menschen hellsichtig und die Welt durchsichtig«.	56
---	----

Notizen: Ein Zeugnis von vielen	59
<i>Michael Albus</i>	
Nachgefragt: Leben – Religion – Beziehung	61
Notizen: Arzt und Seelsorger	71
<i>Michael Albus</i>	
»Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig«:	
Ich finde Seelsorge wichtig	74
Der Sterbeseegen	76
Ganz oft ist auch ein Lächeln um die Lippen zu sehen: Der Abschied von den Verstorbenen	78
Notizen: Der Tod von Kindern und jungen Menschen	80
<i>Michael Albus</i>	
Der Allmächtige? Noch einmal zur Frage nach Gott	83
»So will ich nicht mehr weiterleben«:	
Den Zeitpunkt selbst bestimmen?	84
Nachgefragt: Hilfe im Sterben und Sterbehilfe	86
Das Diesseits soll so lange wie möglich dauern: Der Tod in der modernen Gesellschaft	95
Notizen: Nichts trägt außer Vertrauen und Da-Sein.	99
<i>Michael Albus</i>	
Nachgefragt: Kommunikation mit sterbenden Menschen	101
Ich hoffe, dass es etwas Gutes gibt: Was kommt danach?	111

Nachgefragt: Noch einmal – Der Arzt, ein Seelsorger?	114
»Ich hatte ein großes Leben, und jetzt ist es genug« Patientengeschichten, die mich geprägt haben	120
Nachgefragt: Spiritualität – Vorbilder – Ethik	126
Ich wollte ganzheitlich arbeiten: Abschied von der kurativen Medizin.	132
Nachgefragt: Der Blick auf die Zeit.	137
Notizen: Sie legt uns in Ketten. Was ist Zeit? <i>Michael Albus</i>	144
Vorbild sein. Eine Haltung vermitteln: Die Frage der Ausbildung	146
Notizen: Palliativstationen – Feuer in der Nacht . . . <i>Michael Albus</i>	152
Es gibt Situationen, da braucht man eine Wegweisung. Noch einmal: Patientenerfahrungen. .	153
Nachgefragt: Wie hältst du's mit der Religion?	162
Notizen: Religion braucht Heimat. <i>Michael Albus</i>	167
Nachgefragt: Vom Urgrund aller Wirklichkeit	168
Kein Fazit. <i>Michael Albus</i>	176
Textquellen	181
Zu Martin Weber	182
Zu Michael Albus.	183

Einleitung

MICHAEL ALBUS

Immer wenn ich Martin anschau, frage ich mich, wie er täglich und nächtlich in seinem Herzen, in seinen Gedanken damit umgeht, Schwerstkranke und Sterbende als Arzt zu begleiten. Als Arzt nicht mehr heilen zu können, sondern nur noch Schmerzen zu lindern und einen guten Übergang zu ermöglichen. Manchmal sehe ich auch, dass er müde ist.

Martin arbeitet auf dem äußersten Posten des Lebens. In einer Zeit, in der die Zeit zu Ende geht. Oder zumindest das, was wir landläufig »Zeit« nennen. Es ist der Abschnitt der Lebenszeit, in dem alles auf den Punkt kommt. Wo Glaube, Hoffnung und Liebe sich noch ein letztes Mal bewähren können. Angesichts von letzter Angst und Not. Es braucht nicht nur Nervenkraft, sondern auch hohe Kompetenz, sich in die Lage eines ganz hilflosen und schwachen Menschen einzufühlen. Manchmal frage ich mich auch, wie Martin mit Abschieden umgeht? Vor allem dann, wenn ihm eine Patientin oder ein Patient besonders ans Herz gewachsen ist.

Als ich mit ihm darüber sprach, dieses Buch zu machen, wehrte er erst einmal ab. Das war keine gespielte Bescheidenheit. Dazu kenne ich ihn gut genug. Seine Grundhaltung kommt darin zum Vorschein.

Martin ist ein Kämpfer. Ein Langstreckenläufer. Er hat Ausdauer. Martin Weber gehört zu den Wegbereitern der Hospizarbeit und der Palliativmedizin in Deutschland. Lange Zeit hat er dafür gearbeitet und gestritten, dass die Palliativmedizin selbstverständlicher Teil der Medizin wurde. Manche Hindernisse galt es auf diesem Weg zu überwinden.

Der Tod und das ihm vorausgehende Sterben sind das Unausweichlichste im Leben des Menschen. Die Grenze schlechthin. Letzte Strecke vor dem unbekannten Land, aus dem noch nie-

mand zurückgekehrt ist. Und worüber es keine Berichte gibt. Allenfalls noch Hoffnungsbilder oder Angstphantasien. Die Literatur, die Kunst, die Religionen haben sich an diesem Thema abgearbeitet und tun es immer noch. Ohne jede Aussicht auf Erfolg. Wie, zum Beispiel, am Anfang des 15. Jahrhunderts »der Ackermann aus Böhmen« versucht hat, sich mit dem Tod anzulegen, voller Wut über den Tod seiner Frau, die bei der Geburt eines Kindes weggerafft wurde. Seine Beschimpfung des Todes hat seltene Qualität, ist auch heute noch lesenswert (*in diesem Buch Seite 82*).

Der unbesiegbare Tod ist die bleibende Alltags Herausforderung des Arztes Martin Weber. Nicht zu vergessen: Schließlich ist er selbst diesem Schicksal unterworfen. Auch für ihn gibt es kein Entrinnen aus der Einsamkeit der letzten Wochen, Tage und Stunden.

Hinzu kommt, dass sich das Sterben in der sogenannten modernen Welt unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen vollzieht als früher. Das hat auch mit dem Schwinden kirchlicher Glaubensgewissheiten zu tun. Aber das Verdrängungspotential ist ungebrochen. Die »Heidenangst« vor dem Sterben und dem Tod ist geblieben – und wird bleiben.

Martin und ich haben uns drei Tage zusammengesetzt. Wir haben intensiv miteinander gesprochen. Und das Gespräch aufgezeichnet. Ich habe es dann in die vorliegende Buchform gebracht. Aber auch darauf geachtet, dass der Charakter eines Gesprächs erhalten blieb, das nicht einer starren Gliederung folgt, sondern einmal ein Thema verlässt, um es später wieder aufzunehmen und zu vertiefen. Also im Fluss bleibt. Das hat natürlich auch Auswirkung auf die Sprache. Nicht in Stein gemeißelt. Eher vorläufig.

Ich hoffe, dass am Ende etwas aufscheint, was immer wichtiger wird in unserer wirrer werdenden Welt: ein Mensch, der *da* ist und Zeit hat für Menschen. Konkret und unbedingt.

Michael Albus

Ich bin nicht pausenlos mit Tod und Sterben befasst. Einen Großteil des Tages geht es darum, wie Leben bis zuletzt gestaltet werden kann. Es ist wunderbar, zu erleben, wenn in dieser letzten Lebenszeit bei allem Schweren und Leid doch auch Gutes entsteht: weil Wichtiges, Bedeutsames geschieht, Blockaden gelöst werden und intensive Begegnung zwischen Menschen stattfindet. Für mich ist es ein großes Geschenk, Teil eines Teams zu sein, das sich aus Menschen mit ganz verschiedenen Gaben und Fähigkeiten zusammensetzt. Von denen ein jeder seinen ganz eigenen Zugang zu unseren Patienten findet.

Weil ich jeden Tag beobachte, wie vergänglich alles ist, und sehe, was es Menschen schwer macht am Ende ihres Lebens, ist es für mich wichtig, zu überprüfen, ob ich tatsächlich das Leben führe, das ich gerne leben möchte. Wenn man, wenn es eines Tages so weit ist, zurückschaut und sagen kann, da gab es viele Zeiten, in denen ich mich richtig lebendig gefühlt habe, da gab es Möglichkeiten, wo ich etwas im Kleinen oder im Großen gestalten konnte, geht man etwas leichter. Mindestens genauso wichtig im Leben: in guten tragfähigen Beziehungen zu leben – in der Familie, mit Freunden. Und schließlich: auf der Suche zu bleiben nach einer Wirklichkeit, die mein Begreifen übersteigt.

Martin Weber

*in einem Interview mit der »Mainzer Allgemeinen Zeitung«
vom 9. März 2019*

Sterben verdient die gleiche Aufmerksamkeit wie das Leben

Wozu ich Arzt bin

Ein Arzt ist für mich jemand, der auf der einen Seite ein großes medizinisches Fachwissen hat, auf der anderen Seite aber jemand, der nicht nur die Krankheit im Blick behält, sondern den ganzen Menschen, den Träger der Erkrankung – mit allem, was dazu gehört. Das unterscheidet für mich auch den Arzt vom Mediziner. Der Mediziner ist für mich derjenige, der über eine hohe fachliche Qualifikation verfügt, während der Arzt immer der ist, der auch den Menschen sieht, der die Krankheit hat.

Die Aufgaben des Arztes sind ja auf der einen Seite, Krankheiten zu heilen, Leiden zu lindern. Aber auch den Schwerstkranken und Sterbenden beizustehen. Das ist eine ärztliche Aufgabe.

Von daher bin ich eben ein Arzt, der sich in einer besonderen Lebensphase – ich sage ganz bewusst *Lebensphase* – besonders intensiv mit einer Patientin oder einem Patienten beschäftigt.

Viele sehen das anders. Für sie ist diese Lebensphase einfach die Sterbephase.

Das alte Credo der Hospiz- und Palliativbewegung heißt: Sterben ist ein Teil des Lebens. Und verdient deshalb die gleiche Aufmerksamkeit, ja eine vielleicht noch größere Aufmerksamkeit als alle anderen Phasen des Lebens.

Im Laufe der Zeit ist die Medizin in vielen Bereichen stark technisiert worden, und es haben sich sehr viele technische Möglichkeiten eröffnet. Nicht nur in den klassischen chirurgischen Fächern, die mit den Händen zu tun haben, sondern auch in der Inneren Medizin. Die Gefahr ist jedoch nicht von

der Hand zu weisen, dass man sich in der Technik verliert und für das andere keine Zeit oder keinen Blick mehr hat.

Aber grundsätzlich nehme ich nach wie vor bei den meisten meiner Kolleginnen und Kollegen das Bedürfnis wahr, ärztlich in dem von mir beschriebenen und praktizierten Sinne tätig zu sein.

Es ist eines der Merkmale unserer Zeit, dass sich die Technik immer mehr in den Vordergrund drängt. Dass man meint, die Technik könne etwas machen oder bewirken, was der Mensch nicht mehr machen kann.

Ich sehe das nicht nur skeptisch oder gar negativ. Noch einmal: Die Technik hat uns bislang ungeahnte Möglichkeiten eröffnet. Das ist überhaupt keine Frage. Gleichzeitig aber ist auch die Gefahr real, dass die Medizin so etwas wie ein Reparaturbetrieb wird, indem man dieses und jenes, was zum Beispiel zum natürlichen Altwerden des Menschen gehört, versucht wieder in den alten Gang zu bringen. Und dabei manchmal aus dem Blick verliert, wie es dem großen Ganzen geht. Nicht bemerkt, dass das große Ganze des Menschen von einer kleinen oder größeren Reparatur gar nicht mehr profitiert. Im Gegenteil sogar: Leidenszustände werden verlängert oder gar zustande gebracht, zu denen es sonst gar nicht gekommen wäre.

In meiner speziellen ärztlichen Praxis stellen sich deshalb die Fragen nach dem sinnvollen Einsatz der Technik an verschiedenen Punkten auch immer wieder. Vielleicht sogar stärker als in anderen Fachrichtungen, die in früheren Lebensphasen ihren Schwerpunkt haben.

Als Mitglied der ärztlichen Profession gelobe ich feierlich, mein Leben in den Dienst der Menschlichkeit zu stellen. Die Gesundheit und das Wohlergehen meiner Patientin oder meines Patienten werden mein oberstes Anliegen sein. Ich werde die Autonomie und die Würde meiner Patientin oder meines Patienten respektieren. Ich werde den höchsten Respekt vor menschlichem Leben wahren. Ich werde nicht zulassen, dass Erwägungen von Alter, Krankheit oder Behinderung, Glaube, ethnischer Herkunft, Geschlecht, Staatsangehörigkeit, politischer Zugehörigkeit, Rasse, sexueller Orientierung, sozialer Stellung oder jeglicher anderer Faktoren zwischen meine Pflichten und meine Patientin oder meinen Patienten treten. Ich werde die mir anvertrauten Geheimnisse auch über den Tod der Patientin oder des Patienten hinaus wahren. Ich werde meinen Beruf nach bestem Wissen und Gewissen, mit Würde und im Einklang mit guter medizinischer Praxis ausüben. Ich werde die Ehre und die edlen Traditionen des ärztlichen Berufes fördern. Ich werde meinen Lehrerinnen und Lehrern, meinen Kolleginnen und Kollegen und meinen Schülerinnen und Schülern die ihnen gebührende Achtung und Dankbarkeit erweisen. Ich werde mein medizinisches Wissen zum Wohle der Patientin oder des Patienten und zur Verbesserung der Gesundheitsversorgung teilen. Ich werde auf meine eigene Gesundheit, mein Wohlergehen und meine Fähigkeiten achten, um eine Behandlung auf höchstem Niveau leisten zu können. Ich werde, selbst unter Bedrohung, mein medizinisches Wissen nicht zur Verletzung von Menschenrechten und bürgerlichen Freiheiten anwenden. Ich gelobe dies feierlich, aus freien Stücken und bei meiner Ehre.

Offizielle deutsche Übersetzung der Deklaration von Genf, autorisiert durch den Weltärztebund. Das Genfer Gelöbnis wurde 1948 vom Weltärztebund in Genf verabschiedet. Es ist eine zeitgemäße Version des Eids des Hippokrates und wurde mehrfach revidiert.

Ich hatte den Eindruck, ein geliebtes Kind zu sein

Frühe Erinnerungen

An schmerzliche Erfahrungen kann ich mich eigentlich nicht erinnern. Ich hatte eine sehr behütete Kindheit und durchgehend den Eindruck, ein geliebtes Kind zu sein. Zu den frühen Erinnerungen, die mir spontan einfallen, gehören Familienerlebnisse. Natürlich auch Weihnachten. Die Spannung am Heiligen Abend. Die Tür, die sich öffnet. Der Lichterglanz, der einen empfängt.

Spontan fällt mir auch ein Besuch bei meiner Großmutter ein. Wir haben damals in Frankreich gelebt, und meine Großmutter lebte in Kirn an der Nahe. Der Großvater war schon verstorben. Ich war dort eine Zeit alleine bei ihr zu Besuch und habe sehr dichte Erinnerungen an verschiedenste Dinge, die wir miteinander unternommen haben. Die Großmutter hatte eine große Sammlung von Kunstpostkarten – vor allem religiöser Art. Besonders die Karten mit Kreuzesdarstellungen habe ich immer wieder mit großer Neugier angeschaut.

Morgens wurde ich regelmäßig von ihr zum Brötchenholen geschickt. In dem kleinen Örtchen Kirn war ich natürlich ein Unbekannter. Einmal waren zwei Jungs auf der Straße, die mich anmachten, mobbten, würde man heute sagen. Denen habe ich mit großer Empörung »Ihr Lumpengesindel!« entgegengeschleudert.

Ich kann mich auch daran erinnern, dass einmal ein überfahrenes Tier blutüberströmt auf der Straße lag. Sofort ging ich zur Großmutter und sagte ihr, dass da ein Fuchs überfahren worden sei. Es stellte sich aber heraus, dass es ein Eichhörnchen war. Ich rechne es der Großmutter heute hoch an,

dass wir das Tier von der Straße genommen und es im Garten begraben haben.

Die ersten sechs Lebensjahre habe ich zusammen mit meiner Familie mitten in Paris gelebt, in der Nähe des Bahnhofs Saint-Lazare. Eine Zeit lang musste ich in einen ganztägigen französischen Kindergarten gehen. Ich konnte noch kaum Französisch sprechen und habe mich dort unglaublich unwohl gefühlt. Das ist mir unauslöschlich in Erinnerung geblieben. Eines Mittags habe ich kategorisch erklärt, was wohl nicht ganz zu mir passte, dass ich am Nachmittag nicht mehr hingeh. Ich habe einfach meine Schuhe nicht mehr angezogen. Meine Eltern haben das respektiert.

Mit sechs Jahren bin ich, wie viele andere Kinder deutscher Eltern, die damals in Paris lebten, in die Deutsche Schule gegangen, in Saint-Cloud, einem Vorort von Paris. Die Grundschulzeit war absolut unbeschwert. Ich habe an sie nur gute Erinnerungen.

An eine Erfahrung erinnere ich mich jetzt noch: Wir sind immer mit dem Zug zur Schule gefahren. Die Eltern haben uns zum Bahnhof Saint-Lazare gebracht, und wir sind dann alleine mit all den Pendlern nach Saint-Cloud weitergefahren. Ich mit sechs, mein Bruder mit vier Jahren. Dort am Bahnhof haben wir auf den Schulbus gewartet. Das waren wir gewohnt. Auch für den Rückweg. Ich weiß nicht, ob ich mich das mit meinen Kindern getraut hätte.

An ein Ereignis erinnere ich mich ganz besonders: Mein Vater hatte mir versprochen, mich mit dem Auto abzuholen. Das war schon etwas Besonderes. Aber er kam nicht. Er war nicht da, er hatte sich verspätet. Der Schulbus war dann natürlich auch weg, und ich bin tränenüberströmt den langen Weg zum Bahnhof gelaufen; plötzlich hielt das Auto meines Vaters neben mir an, er hatte mich gefunden!

Als ich dann aufs Gymnasium kam, auch an der Deutschen Schule, wurde ich in der Quinta, also im Alter von elf

Jahren, ziemlich krank. Ich hatte eine Streptokokken-Angina. Der Arzt vermutete auch, dass ich eine Endokarditis, eine Herzklappenentzündung, hätte. Ich musste viele Wochen das Bett hüten und Antibiotika schlucken. Nach der Rückkehr in die Schule habe ich mich dort fast wie ein Fremdkörper gefühlt, weil ich so lange gefehlt hatte. An einen frühen Berufswunsch kann ich mich nicht erinnern. Auch nicht, dass ich mich politisch interessiert habe.

Ich war zwölf Jahre alt, als wir nach Deutschland umgezogen sind. Genau in jener Zeit waren ja die 68er-Unruhen in Paris. Davon habe ich nichts mitbekommen, wohl aber vom Vietnam-Krieg. Daran habe ich Erinnerungen, aber ungenaue. Ich kann mich an keines der zahlreichen furchtbaren Bilder, die ich später sah, erinnern. Ich habe damals auch keine Zeitung gelesen. Ich war allerdings eine Leseratte, las aber eben nur Kinder- und Jugendliteratur. Einmal schenkten mir meine Eltern von Karl May: Winnetou 1–3. Sie dachten, mich damit für eine Weile zufriedengestellt zu haben. Von wegen! Ich hatte sie bald durch und war schnell wieder »hungrig«. Ein sehr schneller Leser war ich.

Für andere Themen als die der Kinder- und Jugendliteratur habe ich mich erst mit vierzehn, fünfzehn Jahren, also relativ spät, zu interessieren begonnen. Und sie dann vor allem erst einmal durch den Blickwinkel meines Vaters gesehen. Er war Professor an der Universität und ein sehr konservativer Mensch. Von Seiten der Studentenbewegung war er vielen Angriffen ausgesetzt.

Zu Hause hatten wir die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« abonniert. Die habe ich jeden Nachmittag ausgiebig studiert. Dadurch habe ich mich langsam mehr mit Politik beschäftigt. Lange Zeit sehr geprägt vom konservativen Blick meiner Eltern, den ich durchaus geteilt habe. Ich habe nicht aufbegehrt, bin nicht auf die Barrikaden gegangen. Ich war eher ein relativ angepasster junger Mensch.